

MATTHIAS SOEDER

TINTE UND SCHWERT

VERWANDLUNG



HISTORISCHER ROMAN IM 30-JÄHRIGEN KRIEG
BAND 1

Feuertanz-Verlag

MATTHIAS SOEDER

TINTE UND SCHWERT

VERWANDLUNG



Historischer Roman im 30-jährigen Krieg

FeuerTanzVERLAG

Inhaltsverzeichnis

Zur Sonderauflage

Einleitung zur Sonderausgabe Tinte und
Schwert
Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Quellen

Karte

Abbildung der Stadt Pilsen in Böhmen

Prolog

Die Klauen des Teufels

Kapitel 1

Der fromme Träumer und die Prügel

Kapitel 2

Die Tarnmaske der Freundlichkeit

Kapitel 3

Zeichen des Unheils

Kapitel 4

Ruhm durch Täuschung

Kapitel 5

Das Ende der Unschuld

Kapitel 6

Im Schatten der Hexenjagd

Kapitel 7

Zwei Dutzend für den Krieg

Kapitel 8

Sehnsucht nach dem Tod

- Kapitel 9
 - General und Feigling
- Kapitel 10
 - Göttliches Zeichen
- Kapitel 11
 - Pilsen muss brennen
- Kapitel 12
 - Hexenjagd
- Kapitel 13
 - Gold und Blut
- Kapitel 14
 - Das tödliche Ultimatum
- Kapitel 15
 - Vom Schanzknecht zum Schreiber
- Kapitel 16
 - Der Nimbus der Unbezwingbarkeit
- Kapitel 17
 - Hexengeflüster
- Kapitel 18
 - Das Herz des Kämpfers
- Kapitel 19
 - Der Bluttausch des Leutnants
- Kapitel 20
 - Feigheit vor dem Mord
- Kapitel 21
 - Der Preis des Brotes
- Kapitel 22
 - Der wahre Teufel
- Kapitel 23
 - Tödlicher Neid
- Kapitel 24
 - Eine unmögliche Entscheidung
- Kapitel 25
 - Die erste Todsünde
- Kapitel 26
 - Die Spur der Verbrechen

Kapitel 27

Racheengel

Kapitel 28

Belohnung auf den Mörder

Kapitel 29

Gejagt

Kapitel 30

Doppelspiel

Kapitel 31

Aus Gier zum Verräter

Kapitel 32

Die unglaubliche Idee

Kapitel 33

Reiterin des Todes

Kapitel 34

Ein schrecklicher Gedanke

Kapitel 35

Die totale Niederlage

Kapitel 36

Mea Culpa: Erfolg und Verlust

Dank

Über den Autor

Historische Persönlichkeiten

Maßeinheiten im 17. Jahrhundert

Impressum

ZUR SONDERAUFLAGE

Diese Sonderauflage enthält einen einleitenden Text, der dem Roman vorangestellt ist. Er ordnet religiöse, soziale, militärische und wirtschaftliche Denkstrukturen der Frühen Neuzeit ein, die das historische Fundament der Romanserie ***Tinte und Schwert*** bilden.

Der Roman kann unabhängig davon gelesen werden. Der einleitende Text richtet sich an Leserinnen und Leser, die den historischen Hintergrund vertiefen möchten.

Einleitung zur Sonderausgabe ***Tinte und Schwert***

Zwischen Glauben und Gewalt

Ein Fenster wurde geöffnet, und die Welt geriet in Brand.

Tinte und Schwert erzählt vom Leben während des Dreißigjährigen Krieges.

Dieser Krieg zerstörte nicht nur Länder, er drang auch in Häuser und Familien ein. Er bestimmte, woran man glaubte und wie man überlebte. Jedes Unglück war entweder gottgewollt – als Warnung oder Strafe – oder es war das Werk des Teufels.

Diese Sonderausgabe führt in jene Welt, aus der die Romanserie ***Tinte und Schwert*** hervorgeht. Sie zeigt das historische Fundament, auf dem die Romanhandlung sich abspielt. Hunger, Geldmangel, religiöse Deutungen, Gewalt und Angst bildeten das Geflecht, in dem Menschen lebten und handelten – Soldaten, Bauern, Bürger und Handwerker ebenso wie Frauen, die den Krieg zwar nicht führten, ihm aber schutzlos ausgeliefert waren.

Der folgende Text zeigt, wie Menschen überlebten, warum in den Armeen der Sold ausblieb, wie Ordnung mit Gewalt erzwungen wurde und weshalb religiös begründete Erklärungen in unsicheren Zeiten besondere Macht entfalteten. Frauen und Männer erscheinen dabei als Teil eines Systems, das Schutz versprach und zugleich zerstörte.

Tinte und Schwert zeigt genau dieses Spannungsfeld. Die Figuren handeln innerhalb der sehr beschränkten Möglichkeiten ihrer Zeit. Entscheidungen entstehen aus Glauben und Angst, oder dem Versuch, zu überleben. Moral blieb der letzte Halt – und auch der zerbrach oft.

Dieser Vorspann zur eigentlichen Geschichte ist eine Einladung, noch tiefer in die Romanserie einzutauchen – mit dem Wissen um eine Epoche, in der göttliche Ordnung als letzte Erklärung galt und menschliche Schuld schnell benannt und zugewiesen war.

Alle historischen Darstellungen dieser Sonderausgabe beruhen auf zeitgenössischen Quellen und ausgewählter historischer Fachliteratur. Die entsprechenden Nachweise finden sich im Anhang.

Kapitel 1

Söldner - zwischen Hoffnung und Hunger

Der Söldner des Dreißigjährigen Krieges lebte in Chaos und Entbehrungen. Sein Alltag bestand aus Arbeit, Kälte, Hunger, Gewalt und Hoffnung auf Beute.

Das Marschieren nahm großen Raum ein. Bis zu 1000 Kilometer im Jahr waren keine Seltenheit. Zu Fuß, mit schwerem Gepäck über ausgefahrene Wege und bei jedem Wetter. Für den gewöhnlichen Soldaten gab es meist kein rechtes oder linkes Schuhwerk. Ein grober Einheitsschuh musste für beide Füße reichen. Untersuchungen an Skeletten aus Massengräbern des Dreißigjährigen Krieges

zeigen das Ausmaß der Schäden: deformierte Fußknochen und chronische Entzündungen. Der Krieg zerstörte die Körper der Männer nicht erst im Gefecht, sondern schon Schritt für Schritt beim Marschieren.

Schlachten waren relativ selten, mehr Menschen starben an Seuchen, Hunger, Erschöpfung und Folgen von Verwundung als im Kampf. Das Prinzip der Hygiene war noch nicht bekannt. Läuse, Flöhe und Krätze gehörten dazu. Wasser war oft ungenießbar, Kleidung und Nahrung knapp. Fleckfieber, Ruhr, Pocken und Pest forderten immer wieder ihren Tribut. Das Lagerleben war alles andere als romantisch.

In ***Verwandlung***, dem ersten Band der Romanserie ***Tinte und Schwert***, wird diese gnadenlose Welt unmittelbar erfahrbar. Als der Antagonist Heinrich von Hohenfels hoch zu Ross erstmals das Mansfelder Feldlager erreicht, findet er ein dreckiges und lärmendes Durcheinander. Tiefer Schlamm, fluchende Knechte, streitende Marketenderinnen, rotzverschmierte Kinder im Dreck, brüllende Ochsen und ein Meer aus durchweichenden, zerlumpten Zelten. Selbst die Luft ist schmutzig: beißender Rauch, Kohlgestank, Mist und Schweiß.

Der Protagonist Jacob Wolffen erlebt dieselbe Welt nicht vom Sattel aus, sondern als Teil des militärischen Bodensatzes. Er wird verschleppt und zum Schanzdienst gezwungen. Zusammen mit anderen Bauern hebt er Gräben als Deckung für die Soldaten aus, schüttet Wälle auf, gräbt Löcher für Latrinen und verscharrt Leichen.

Sein Zelt ist feucht und eng, der Strohsack nass und faulig, der Gestank von Kloake und Erbrochenem allgegenwärtig. Die Stichwunde an seiner Hüfte eitert und stinkt.

Im Heer herrscht eine klare Hierarchie. Offiziere genießen Privilegien, einfache Knechte tragen die Last. Schanzknechte stehen am unteren Ende der Ordnung. Sie arbeiten im Dreck und sie sterben im Dreck. Gleichheit

existiert nicht – nur Abstufungen von Macht und Ohnmacht. Die Kluft zwischen dem privilegierten Heinrich und dem gequälten Jacob macht die gnadenlose soziale Ordnung des frühneuzeitlichen Heeres sichtbar.

Das Tagebuch des zeitgenössischen Söldners Peter Hagendorf ist eines der bedeutendsten Zeugnisse dieser Zeit. Es beschreibt dieses Leben nüchtern und eindringlich: tagelange Märsche im Regen, nasse Lager, Krankheit, Hunger. Er berichtet vom Tod seiner Kinder und seiner Frau. Dieses Tagebuch dient neben zahlreichen weiteren zeitgenössischen Quellen als Grundlage für die historische Recherche zu ***Tinte und Schwert***.

Soldat oder Söldner?

Im frühen 17. Jahrhundert war nicht jeder bewaffnete Mann ein Söldner. Man unterscheidet zwischen Landesaufgebot und Söldnerdienst.

Das Landesaufgebot (auch Landwehr oder Ausschuss genannt) beruhte auf der Pflicht der einheimischen Bevölkerung gegenüber dem Landesherrn. Bauern und Bürger wurden im Kriegsfall zeitlich begrenzt zum Dienst herangezogen, meist regional und defensiv eingesetzt. Ausbildung und Ausrüstung waren gering.

Söldner hingegen verpflichteten sich freiwillig gegen Bezahlung, in der Regel für die Dauer eines Feldzuges oder für ein Kriegsjahr. Im Winter kam es häufig zur Entlassung oder Beurlaubung, weil der Kriegsherr keinen zusätzlichen Sold zahlen wollte. Manchmal wurde auch sogenanntes Wartgeld gezahlt, ein reduzierter Soldbetrag, um die Söldner in Bereitschaft zu halten.

Söldner waren mobil einsetzbar und an den Artikelbrief ihrer Obristen gebunden. Der Artikelbrief bildete die Vertragsgrundlage zwischen dem Dienstherrn und den Söldnern. Er legte Pflichten und Rechte der Söldner fest.

Herkunft oder Stand spielten dabei kaum eine Rolle. Im Gegensatz zum Aufgebot kämpften Söldner aus wirtschaftlicher Notwendigkeit.

Durch den Dienst waren Söldner häufig von ihrer Heimat entwurzelt. Ihr Leben war von Unsicherheit bestimmt. Entlassungen, erneute Anwerbungen, wechselnde Kriegsherren sowie Hunger und Kälte prägten ihren Alltag. Im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges verdrängten Söldnerheere das Landesaufgebot weitgehend, da sie flexibler einsetzbar waren. Zugleich galten sie als Fachleute ihres Kriegshandwerks und waren den Männern eines Landesaufgebots an Erfahrung deutlich überlegen.

Der Kampf mit der eigenen Ausrüstung

Waffenpflege und Instandhaltung bestimmten den Alltag eines Söldners. Die Muskete war unhandlich und anfällig für Rost und verlangte intensive Zuwendung. Nach jedem Einsatz und nach jeder Übung musste der lange Lauf mühselig gereinigt und geölt werden. Der beißende Geruch von Schwefel und verbranntem Pulver klebte dabei an den Händen und brannte in den Atemwegen. Luntten mussten hergestellt und Bleikugeln über offenen Flammen gegossen werden. Verbrannte Finger waren oft der Preis.

Auch die Kleidung war ein ständiger Gegner. Nähte platzten, Knöpfe gingen verloren, das Leder der Schuhe wurde rissig und brach. Abends saßen die Männer im Schein des Feuers, flickten ihre Wämser, nagelten Sohlen fest und stopften ihre Hemden.

Es war ein Leben, das nicht aus Heldentaten bestand, sondern aus dem täglichen Kampf gegen den Verfall. Reparieren und Improvisieren waren meist wichtiger als alles andere. Die Schlacht selbst nur ein kurzer, brüllender Ausbruch – alles davor und danach bestand aus der mühsamen Arbeit, überhaupt einsatzfähig zu sein.

Drill - der Versuch, Ordnung in die Hölle zu bringen

Der Waffendrill war unerbittlich. Für die Männer mit der Muskete – eine Schusswaffe mit langem Lauf – bestand er aus festen Abläufen: formieren, laden, anlegen, zielen, abfeuern. Kommandos mussten im Lärm verstanden und ausgeführt werden. Die Muskete, in den frühen Kriegsjahren bis zu sieben Kilogramm schwer, schlug schmerzhaft gegen die Schulter, der Schuss betäubte die Ohren. Über hundert einzelne Handgriffe musste ein Musketier – ein Söldner, der mit der Muskete kämpfte – beherrschen.

Für Pikeniere – Söldner, die mit der Pike kämpften – war es nicht leichter. Auch sie mussten über hundert Bewegungsabläufe verinnerlichen. Die Piken – bis zu fünfeinhalb Meter lange Stangen mit Eisenspitze – waren schwer und sperrig. Einheitliches Bewegen war überlebenswichtig: Stoßfolgen, Abwehrhaltungen, Gewalthaufen, Igel, das Zusammenspiel mit den Musketieren und die starre Verteidigung gegen Reiterei. Eine falsch geführte Pike konnte einen Waffenbruder verletzen oder töten.

Auch der Drill der Kürassiere war unerlässlich. Die Männer in den schweren Rüstungen mussten – wie die Ritter noch einhundert Jahre vorher – Pferd und Waffe zugleich beherrschen. Reiten in geschlossener Formation, Wenden im Galopp, das Halten der Linie unter Beschuss, das gleichzeitige Abfeuern der Pistolen auf Kommando und der unmittelbare Übergang in den Nahkampf gehörten zu den eingeübten Abläufen. Jeder Fehler gefährdete nicht nur den Reiter selbst, sondern die gesamte Einheit.

Unabhängig von der Truppengattung musste jeder Soldat mit Degen und Dolch umgehen können. Der Nahkampf entschied in dieser Epoche viele Gefechte – oft mehr als das Schießpulver.

Nächte voller Spiel und Streit

Abends suchten die Männer Ablenkung – oft beim **Spiel** mit Würfeln und Karten. Glücksspiel war offiziell nur in bestimmten Bereichen des Lagers erlaubt, denn es führte regelmäßig zu Streit und Auseinandersetzungen mit tödlichem Ausgang. In den Artikelbriefen drohten harte Strafen, doch das half wenig.

Der Wachdienst war eine ständige Herausforderung. Wer einschlief oder den Posten verließ, riskierte empfindliche Leibesstrafen oder – im Fall grober Wachvergehen – sogar den Strick.

Trotz aller Härte gab es im Lager auch **Musik und Gesang**. Trommel, Pfeife (Querpfefe) und Schellenstab waren verbreitete Instrumente. Gesungen wurden Marschlieder, Spottverse, derbe Balladen und geistliche Lieder. Musik motivierte und half, den harten Alltag zu ertragen.

Hunger, Maßlosigkeit und der ständige Kampf ums Überleben

Essen gab es oft zu wenig – und manchmal gar nicht. Die Ernährung bestand aus altbackenem Brot, verschimmelt oder steinhart, dünner Brühe, Haferschleimsuppe, Grütze, Erbsen, Bohnen, Linsen, gelegentlich auch Fleisch. Dünnbier ersetzte häufig das Trinkwasser, das nicht selten ungenießbar war.

Doch nach Phasen des Mangels folgten mitunter Tage des Überflusses. Zeitgenössische Berichte schildern Soldaten, die sich bei Gelegenheit „überfressen und totsaufen“, nachdem sie zuvor am Rand des Verhungerns gestanden hatten.

Alkohol war sehr beliebt. Der historische Spottvers „Wenn ein Ochse nicht mehr durstig ist, hört er auf zu

saufen – ein Deutscher fängt dann erst richtig an“, trifft den Ton der Zeit.

Die Schlacht - ein kurzer Besuch in der Hölle

Wer Hunger, Kälte, Seuche, Marsch und Verwundung überlebte, stand irgendwann in der Schlacht. Ätzender Pulverdampf brannte in Nase und Augen, zog in dichten Schwaden über das Feld und nahm jede Sicht. Befehle gingen in Lärm und Rauch verloren, Fahnen verschwanden, Orientierung löste sich auf. Der Schusslärm von Musketen und Artillerie zerriss die Luft. Menschen schrien vor Schmerz, Pferde wieherten in Panik, Körper wurden von Kugeln und Klingen zerfetzt. Oft wussten die Söldner nicht, wo die eigene Linie verlief – oder ob es sie noch gab. Männer sackten zusammen und wurden im nächsten Augenblick von der Masse überrannt. Im Gedränge wussten viele nicht, ob sie angreifen, sich verteidigen oder fliehen sollten. Einige luden mechanisch weiter, andere schlugen blind um sich, wieder andere standen erstarrt zwischen Rauch und Lärm.

Der in **Verwandlung** beschriebene Sturm auf Pilsen oder die Schlacht bei Sablat stehen exemplarisch für das Chaos der Gefechte dieser Epoche. Archäologische Funde zeigen, dass viele der Musketen mehrfach geladen waren. In der Hitze des Gefechts wussten die Männer nicht mehr, was sie taten – nur, dass sie überleben wollten.

Glaube und Aberglaube als Helfer in der Not

Die Lebensspanne eines Söldners war kurz. Es ist daher kein Wunder, dass Glaube und Aberglaube tief im Alltag der Soldaten verankert waren. In **Verwandlung** zeigt sich dieser Glaube im inneren Ringen Jacobs, in seinen Reaktionen und Schlussfolgerungen. Glück im Kugelhagel,

Blitz, Sturm oder ein plötzlicher Sonnenstrahl wurden als göttliche Zeichen gedeutet.

In ***Tinte und Schwert*** nimmt Leutnant Heinrich von Hohenfels kurz vor der Schlacht bei Sablat ein Schluckbild in den Mund. Es handelte sich um ein kleines Heiligen- oder Segensbild, versehen mit Bibelzitatzen oder magischen Zeichen. Man legte es auf die Zunge und schluckte es in der Hoffnung, den göttlichen Beistand buchstäblich in sich aufzunehmen und so weder durch Kugel noch durch das Schwert zu fallen.

Es war nicht unüblich, sich durch Aberglauben „schussfest“ zu machen. Schutzbriefe, Glaskugeln, herausgerissene Bibelseiten, geweihte Amulette und noch weit skurrilere Gegenstände wurden am Körper getragen, in der Hoffnung, ein Geschoss oder eine Klinge abzuwenden.

Die meisten Söldner waren keine Abenteurer, sondern Menschen, die in einem System aus Hunger, Hoffnung, Höllenlärm, Strafen, Exzessen, Kameradschaft und Aberglaube versuchten, für sich und ihre engsten Waffenbrüder ein paar Jahre mehr Leben herauszuschlagen – oft vergeblich.

In ***Tinte und Schwert*** werden die Erkenntnisse aus der Recherche in die Geschichte eingewoben. Sie dienen dazu, den Alltag dieser Zeit greifbar zu machen. Die Romanserie zeigt, wie historische Realität Denken und Handeln formte, und lässt die Figuren in diesem Spannungsfeld aus Glauben und Gewalt agieren.

Kapitel 2

Frauen in der Frühen Neuzeit

Abseits des Krieges war die Lage der meisten Frauen eng begrenzt. Sie verfügten zu Beginn des 17. Jahrhunderts über kaum politische Macht und nur über eine

eingeschränkte rechtliche Handlungsfähigkeit. In vielen Regionen konnten sie ohne männlichen Vormund nur sehr eingeschränkt oder gar nicht handeln. Ihr sozialer Status war an Vater, Ehemann oder Vormund gebunden.

Ehen wurden weniger aus persönlichen Gründen, sondern vielmehr aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen geschlossen. Die körperliche Züchtigung der Ehefrau galt als legitim, weiblicher Ungehorsam wurde moralisch und rechtlich sanktioniert. Anpassung der Frau an ihren männlichen Vormund wurde nicht nur erwartet, sondern war notwendig.

Dieses Ordnungssystem wurde religiös gestützt. Theologische Autoritäten prägten über Jahrhunderte ein negatives Frauenbild. Der Kirchenlehrer Thomas von Aquin bezeichnete die Frau als ein dem Mann untergeordnetes, unvollkommenes Wesen. Solche Deutungen wirkten weit über das Mittelalter hinaus und prägten Denken, Rechtsprechung und Alltagsmoral der Frühen Neuzeit.

Frauen hatten Aufgaben, aber wenig Möglichkeit der Mitbestimmung. Sie führten den Haushalt, erzogen Kinder, arbeiteten im Handwerk, in der Landwirtschaft oder im Handel – oft unverzichtbar, aber selten anerkannt.

Frauen, die wirtschaftlich eigenständig auftraten oder sich einmischten, gerieten leicht ins Blickfeld. Offene Widerrede oder das öffentliche Infrage stellen von Autoritäten war für sie besonders riskant. Die Folgen reichten von sozialer Ächtung über Gewalt bis hin zu gerichtlicher Verfolgung – sogar bis zur Anklage wegen Hexerei. Sichtbarkeit bedeutete deshalb nicht Anerkennung, sondern Gefahr. Mehr Sicherheit lag im Unauffälligen.

Gerade vor diesem Hintergrund wird deutlich, wie ungewöhnlich Frauen waren, die sich widersetzten. Nicht, weil sie stärker waren als andere, sondern weil sie bereit

waren, höhere Risiken einzugehen. Solche Frauen passten nicht in die Ordnung – und wurden von ihr bedroht.

Der Krieg verschob diese Grenzen zeitweise. Er schuf Lücken, in denen Frauen handeln mussten – und handeln konnten. Doch außerhalb des Ausnahmezustands blieb die gesellschaftliche Begrenzung bestehen.

Tinte und Schwert erzählt von Figuren, die an diesen Grenzen stehen. Von Frauen, die sich anpassen mussten – und von jenen, die es nicht konnten.

Kapitel 3

Frauen im Krieg

Wenn vom Dreißigjährigen Krieg die Rede ist, erzählen die Chroniken von Generälen, Regimentern, Schlachten, Helden und Soldaten. Frauen erscheinen höchstens am Rand. Dieses Bild ist unvollständig. Ohne Frauen hätte kein frühneuzeitliches Heer auf Dauer existieren können.

Zeitgenössische Quellen fassen Frauen oft pauschal als „Weiber“ zusammen – ein Begriff, der damals beschreibend war und nicht zwangsläufig abwertend gemeint ist.

Frauen zogen mit den Heeren, lebten im Lager und trugen dazu bei, dass die Soldaten überhaupt überlebten. Sie taten das nicht aus Überzeugung, sondern aus Notwendigkeit. Sie kämpften nicht in den Schlachtreihen, doch sie hielten das System am Laufen. Ehefrauen von Soldaten, Gefährtinnen, Marketenderinnen, Köchinnen, Pflegerinnen und Trosshuren bildeten ein inoffizielles, aber unverzichtbares Versorgungssystem.

Frauen lebten im Tross, dem angegliederten, nachgeordneten Teil der Armee. Beim Marsch folgte er meist am Ende der Kolonne. Schlecht geschützt und verwundbar. In Rückzügen oder bei Überfällen war der Tross der gefährlichste Ort.

Auch im Feldlager war der Tross räumlich von den Zelten der Söldner getrennt. Beim Tross befanden sich die Wagen, die Zugtiere, das Schlachtvieh, die Feldwerkstätten, die Bäckereien und Metzgereien, die Stände der Marketenderinnen und die Zelte der Frauen. Sie kochten, wuschen, pflegten Verwundete, kümmerten sich um Kinder und organisierten Nahrung, Kleidung und Alltagsbedarf. Manche schlichteten Streit, andere versorgten Kranke und Sterbende.

Und Frauen unterstützten auch beim Plündern. Das Tagebuch des Soldaten Peter Hagendorf berichtet davon. Er wurde bei der erfolgreichen Erstürmung Magdeburgs von zwei feindlichen Kugeln schwer verletzt. Seine Frau ging für ihn in die Stadt zum Plündern.

Bei den Märschen trugen sie die Kleinkinder und Habseligkeiten. Schwangerschaft und Geburt fanden unter Lagerbedingungen statt – ohne medizinische Versorgung und oft mit tödlichem Ausgang. Kinder wurden früh zu Arbeiten herangezogen, etwa die Hälfte erreichte nicht einmal das fünfte Lebensjahr. Für viele begann das Leben im Tross – und endete dort.

Auch die sogenannten Trosshuren erfüllten konkrete Funktionen im Lager. Zeitgenössische Moral verachtete sie, die militärische Praxis duldete und benötigte sie. Neben Sexualität boten sie auch Nähe und Trost in einer Welt aus Gewalt, Angst und Entbehrung.

Frauen im Tross lebten gefährlich. Sie waren Gewalt ausgesetzt und abhängig von Männern. Artikelbriefe regelten Disziplin, Pflichten, Sold, Gehorsam und vieles mehr – nicht jedoch den Schutz von Frauenkörpern. Gleichzeitig verfügten Frauen im Lager über Handlungsspielräume, die ihnen außerhalb des Heeres verwehrt blieben. Wer nützlich war, wurde geduldet. Wer sich durchsetzen konnte, überlebte, aber vor allem war Anpassung eine wichtige und oft erfolgreiche Überlebensstrategie.

Doch extreme Lebensbedingungen brachten nicht nur Anpassung hervor. Es gab Frauen, die sich nicht fügten. Die widersprachen, wo Schweigen erwartet wurde. Die Autoritäten infrage stellten und Risiken eingingen, die andere mieden. Solche Frauen waren selten, unbequem – und besonders gefährdet. In ***Tinte und Schwert*** gehört die Protagonistin Anna Dillenberger zu diesen Ausnahmen. Sie steht nicht pauschal für „die Frau der Frühen Neuzeit“. Anna überlebt durch Widerstand.

Frauen im Krieg waren kein Randphänomen. Sie waren ein tragender Teil des Systems.

Kapitel 4

Gewalt, Strafe und Recht

Damit ein Söldnerheer nicht im Chaos zerfiel, brauchte es Ordnung. Diese Ordnung wurde mit Gewalt erzwungen.

Frühneuzeitliche Heere bestanden aus Tausenden bewaffneter Männer. Sie kamen aus unterschiedlichen Ländern, sprachen verschiedene Sprachen und brachten unterschiedliche Rechtsvorstellungen, religiöse Prägungen, Kriegserfahrungen und Loyalitäten mit. Oft wurde der Sold nicht rechtzeitig gezahlt, häufig fehlte es an Verpflegung, Ausrüstung und brauchbarer Unterkunft. Schon geringfügige Anlässe konnten tödliche Konflikte auslösen. Ohne strenge Disziplin war ein solcher Söldnerhaufen nicht führbar.

Die Artikelbriefe regelten nahezu jeden Aspekt des Alltags: Wachdienst, Marschordnung, Plündern, Glücksspiel, Gottesdienst und Gehorsam. Recht existierte – aber es war hart, schnell und auf Abschreckung ausgelegt.

Leibesstrafen waren Teil dieses Systems. Stockschläge und Rutenhiebe waren alltäglich.

Eine der Strafen war das Spießrutenlaufen. Der Verurteilte musste durch eine Gasse aus Soldaten gehen,

die mit Stöcken oder Ruten auf ihn einschlugen. Viele überlebten diese Strafe nicht.

Zu den grausamsten Strafarten gehörte das Rädern. Dabei wurde der Verurteilte auf ein Rad geflochten, woraufhin ihm die Knochen systematisch zerschlagen wurden. In **Verwandlung** drohen Anna und Jacob diese Strafe.

Die häufigste Todesstrafe war jedoch das Aufhängen. Hinrichtungen waren öffentlich und bewusst inszeniert, um abzuschrecken.

Die Art der Hinrichtung hing dabei vom Rang ab. Einfache Knechte endeten am Galgen. Offiziere hingegen erhielten in der Regel einen „ehrhaften Tod“ durch das Schwert. Die Enthauptung galt als standesgemäß und bewahrte – zumindest formal – Ehre und Rang. Auch im Tod blieb die militärische Hierarchie wirksam.

Besonders streng wurden Vergehen im Wachdienst geahndet. Wer einschlief oder den Posten verließ, riskierte nicht selten den Galgen. Der Schutz des Heeres hatte Vorrang vor dem Leben des Einzelnen.

Gewalt unter Soldaten

Gewalt richtete sich nicht nur nach außen. Archäologische Untersuchungen von Massengräbern aus dem 16. und frühen 17. Jahrhundert zeigen eine auffallend hohe Zahl verheilter Hieb- und Stichverletzungen an Skeletten von Soldaten. Viele dieser Verletzungen waren nicht tödlich und deuten auf wiederholte Gewalterfahrungen hin.

Die Forschung geht davon aus, dass ein erheblicher Teil dieser Verletzungen nicht im Gefecht, sondern im Alltag entstand: durch Streit oder Disziplinarmaßnahmen.

Das Söldnerheer war ein Raum permanenter Spannung, in dem bewaffnete Männer unter Hunger, Krankheit, Angst und Konkurrenz lebten.

Besonders konflikträchtig war das Verhältnis zwischen unterschiedlichen Truppengattungen. Reiterei und Infanterie gerieten häufig aneinander. Unterschiedlicher Status, unterschiedliche Bezahlung und verschiedene Aufgaben führten zu Feindseligkeiten. Um Eskalationen zu vermeiden, wurden Reiterverbände daher oft räumlich getrennt untergebracht.

Ein Beispiel dafür findet sich nach der Eroberung von Pilsen: Im Mansfelder Heer wurde das Reiterregiment des Obristleutnants Solms weit außerhalb der Stadt einquartiert. Die Reiterei lag bewusst getrennt vom übrigen Heer – eine Maßnahme, die auch in **Verwandlung** geschildert wird und weniger militärischer Notwendigkeit als der Aufrechterhaltung der inneren Ordnung diente.

Berühmt geworden ist die Radierung „Der Galgenbaum“ des zeitgenössischen Künstlers Jacques Callot. Sie zeigt eine knorrige Eiche, behängt mit Dutzenden Erhängter. Die Darstellung ist ein Abbild der Realität. Der Galgen erinnerte ständig daran, was es kostete, die geltende Ordnung zu missachten.

Der Galgen ist ein sehr passendes Symbol für das Söldnerleben im 17. Jahrhundert.

Manchmal wurden sogar ganze Gruppen bestraft. Da ein Offizier seine Männer jedoch nicht vollständig verlieren durfte, ließ man würfeln: Die Verlierer wurden gehängt, die Überlebenden zurück ins Glied geschickt. Gnade war selten.

Callots Radierung, in abgewandelter Form auf dem Cover von **Verwandlung**, verweist darauf, dass **Tinte und Schwert** auf einer historisch korrekten Basis entstanden ist.

Wer in einer Armee des 17. Jahrhunderts nicht funktionierte, wurde gebrochen oder beseitigt. Moral spielte dabei eine untergeordnete Rolle. Entscheidend war allein, dass das System weiterlief.

In ***Tinte und Schwert*** bewegen sich die Figuren in einer Welt, in der Gewalt ein legitimes Mittel zur Aufrechterhaltung dieser Ordnung ist. Entscheidungen entstehen nicht aus Gerechtigkeit, sondern aus Angst und Kalkül.

Fehlte diese Ordnung, zerfiel nicht nur die Einheit, sondern ganze Armeen.

Kapitel 5

Heeresgliederung und Bewaffnung

Die Heere des frühen 17. Jahrhunderts waren streng gegliedert. Jede Truppengattung hatte klar definierte Aufgaben und eine eigene Bewaffnung.

Fußtruppen

Das Rückgrat jedes Heeres bildeten die Fußtruppen. Sie stellten den zahlenmäßig größten Teil der Soldaten. Innerhalb der Infanterie dominierten zwei Typen: Musketiere und Pikeniere.

Musketiere

Die Hauptwaffe der Musketiere war die Luntenschlossmuskete. Die schwere Vorderladerwaffe wog bis zu sieben Kilogramm, war unhandlich und umständlich zu laden, besaß jedoch eine hohe Durchschlagskraft. Unter günstigsten Bedingungen konnte ein geübter Musketier bis zu zwei Schuss pro Minute abgeben. Die Muskete besaß einen glatten Lauf und verfügte meist über eine einfache Kimme-Korn-Visierung. Ihre Präzision war begrenzt. Musketen wurden im Verbund eingesetzt: Die Wirkung

beruhte nicht auf Zielgenauigkeit, sondern auf Masse und Gleichzeitigkeit. Schon auf mittlerer Distanz ab etwa 70 Meter nahm die Streuung stark zu. Unter idealen Bedingungen war auf 100 Meter Entfernung ein Treffer möglich – im Gefecht sank die Trefferleistung jedoch deutlich. Halbwegs sichere Treffer waren erst auf sehr kurze Entfernung unter 50 Meter zu erwarten.

Im Gefecht verschlechterten Rauch, Lärm, Bewegung, Stress und Zeitdruck die Trefferleistung zusätzlich. Die militärische Bedeutung der Muskete lag daher weniger in der individuellen Treffgenauigkeit. Wichtiger war das Zusammenspiel mit Pike und Formation.

Historisch belegt ist ein Fall, in dem ein Söldner des Mansfelder Heeres sich dem feindlichen Feuer offen darbot und trotz heftigen Beschusses nicht sofort getötet wurde. Nur wenige Kugeln trafen ihn, doch sie brachten ihn nicht zu Fall. Es entstand das Gerücht, der Mann sei ein Zauberer.

In **Verwandlung** wird dieses Motiv aufgegriffen. Jacob tritt aus dem Schanzgraben und bietet sich bewusst dem feindlichen Kugelhagel an. Er sucht nicht die Provokation, sondern den Tod. Die Szene zeigt, wie historische Realität und erzählerische Fiktion ineinandergreifen – und wie aus technischer Unzuverlässigkeit Aberglaube entsteht.

Zur Ausrüstung des Musketiers gehörten:

Muskete mit Ladestock, in der ersten Kriegshälfte häufig mit Stützgabel

- Bandelier mit Pulverfläschchen, Kugelbeutel, Ersatzlunten und Zündkrautspender
- Lunte
- Degen oder Kurzschwert sowie Dolch

Musketiere kämpften in Reihen, gaben Salven ab und zogen sich bei feindlichen Reiterangriffen hinter die Pikeniere zurück. Ihre größte Schwäche lag im Nahkampf und bei feuchtem Wetter, wenn Pulver und Lunte versagten.

Pikeniere

Pikeniere führten die Pike, eine bis zu fünfeinhalb Meter lange Stoßwaffe. Ihre Hauptaufgabe war der Schutz der Musketiere vor feindlicher Reiterei sowie der Kampf im dichten Verband. Disziplin und eiserne Nerven waren entscheidend.

Die Pike war keine Waffe des Einzelkämpfers. Ihre Wirkung entfaltete sie nur im geschlossenen Gefüge. Gegen Reiterei entschied nicht die Waffe allein, sondern die Bereitschaft der Männer, stehen zu bleiben. Ein einzelner Ausbruch aus der Formation konnte eine Lücke reißen, durch die Pferde und Klingen einbrachen.

Der Dienst als Pikenier war körperlich extrem fordernd. Das Gewicht der langen Waffe, und das ständige Halten in Gefechtsbereitschaft führten zu Erschöpfung und zu Verletzungen – nicht selten auch durch die eigenen Waffen. Die Pike verlangte Übung und Nervenstärke. Wer die Haltung verlor, gefährdete nicht nur sich selbst, sondern den gesamten Verband.

Zur Ausrüstung des Pikeniers gehörten:

- Pike
- Harnisch, meist aus Brust- und Rückenpanzer, teils mit Arm- oder Beinschutz
- Helm, etwa Sturmhaube oder Morion
- Degen und Dolch

Musketiere und Pikeniere bildeten gemeinsam geschlossene Infanterieformationen. Ihr gutes Zusammenspiel machte die Fußtruppen schlagkräftig.

Reiterei

Innerhalb der Kavallerie unterschieden sich mehrere Typen:

Die **Kürassiere** - gepanzerte Reiter - galten als Elitesöldner. Sie genossen höheren Status und verfügten über größere Kampfkraft. Doch ihr Dienst war teuer und aufwendig und erforderte ein Schlachtross, mindestens zwei Radschlosspistolen und einen vollständigen Kürass, eine Rüstung, die Kopf, Oberkörper, Rumpf und Beine schützte.

Ohne eigene Knechte war das Anlegen des Kürass nicht zu bewältigen. Die Taktik des Kürassiers bestand im Heranreiten, dem Abfeuern der Pistolen aus kurzer Distanz und - wenn möglich - dem anschließenden Nahkampf. Wenn ein Aufbrechen der Infanterieformation wegen der Piken nicht machbar war, drehten sie nach dem Schuss um, um dem Feuer der Musketiere zu entgehen.

Die Radschlosspistole war keine Präzisionswaffe. Sie besaß in der Regel keine ausgeprägte Visierung und wurde auf sehr kurze Distanz eingesetzt. Treffsicherheit und Durchschlagskraft waren nur auf Nahdistanz realistisch.

Der etwa zwanzig Kilogramm schwere Kürass bot dem Reiter auf dem Pferd guten Schutz, wurde am Boden jedoch zum Hindernis. Ein gestürzter Kürassier war schwerfällig, in der Bewegung eingeschränkt und verwundbar. Entsprechend versuchte der Gegner, den Reiter aus dem Sattel zu holen oder gezielt das Pferd zu töten.

Arkebusiere waren kaum oder gar nicht gepanzerte Reiter. Sie führten mit der Arkebuse eine kürzere und

handlichere Schusswaffe als die Muskete. Sie war weniger durchschlagskräftig, erlaubte aber beweglicheres Vorgehen und war den Pistolen in Reichweite deutlich überlegen. Dank eines Radschlusses war sie vom Pferd aus bedienbar. Arkebusiere eigneten sich für Sicherungsaufgaben und Vorposten.

Dragoner waren berittene Infanteristen. Sie nutzten ihr Pferd zur Fortbewegung, stiegen vor dem Gefecht ab und kämpften zu Fuß. Sie verbanden Beweglichkeit mit Feuerkraft, ohne die Angriffswucht der Kürassiere zu erreichen.

Gleichgültig, ob Musketier, Pikenier oder Kürassier: Jeder musste mit Degen und Dolch umgehen können. Der Nahkampf entschied in dieser Epoche mehr Gefechte als das Schießpulver.

Artillerie

Die Artillerie war technisch anspruchsvoll und teuer. In offenen Feldschlachten entschied sie in den frühen Kriegsjahren nur selten den Ausgang, bei Belagerungen war sie jedoch von zentraler Bedeutung. Mit den großen Kanonen wurden Mauern gebrochen und damit sturmreif geschossen.

Feldgeschütze wurden in offenen Schlachten eingesetzt. Auf flacher Bahn abgefeuerte Eisenkugeln flogen auf Kopfhöhe 200 bis 400 Meter weit, sprangen auf dem Boden auf und flogen noch mal weiter. Besonders gegen dichte Formationen, wie es damals üblich war, konnte so eine Kugel eine Schneise der Zerstörung in die feindlichen Reihen reißen. Kettenkugeln, ursprünglich im Seekrieg eingesetzt, flogen nach dem Abschuss wie eine rotierende Sense und zerstörten alles auf ihrem Weg.

Mörser waren Steilfeuerwaffen zum Beschuss von Zielen hinter Mauern und Deckungen. Oft waren die Geschosse mit Brandsätzen versehen.

Kartaunen und halbe Kartaunen waren schwere Belagerungsgeschütze. Ihre Bedienung verlangte eine eingespielte Mannschaft. In **Verwandlung** kommen bei der Erstürmung von Pilsen – historisch belegt – zwei halbe Kartaunen, die jeweils 24 Pfund schwere Eisenkugeln verschossen, zum Einsatz. Ihr Gewicht betrug etwa 70 Zentner. Als Vorspann für den Transport wurden 20 bis 25 Pferde benötigt. Die halbe Kartaune hatte eine Schussweite von maximal 700 Metern.

Für den Betrieb wurde spezialisiertes Personal eingesetzt: Feldzeugmeister, Büchsenmeister, Stückmeister, Pulvermeister, Handlanger und Stückknechte. Ihr Dienst an den Kanonen war Schwerstarbeit. Kugeln, Pulverfässer, Holzkeile, Winden und Lafetten mussten von Hand bewegt werden.

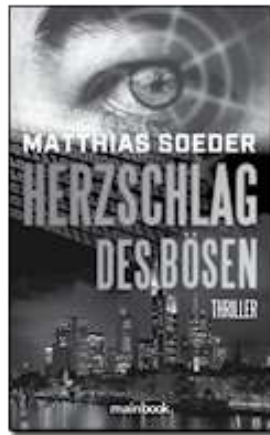
Die Arbeit an den Kartaunen war zudem extrem gefährlich. Nach jedem Schuss musste das Rohr sorgfältig ausgewischt werden, um glimmende Reste von Schwarzpulver zu entfernen. Blieben Pulverreste zurück, konnten sie sich beim nächsten Ladevorgang entzünden. Beim Reinigen oder Laden kam es immer wieder zu Explosionen, die den Stückknechten Hände oder Arme abrissen und ihre Gesichter verbrannten.

Eine besondere Gefahr stellten Rohrkrepierer dar. Materialermüdung oder Überladung konnten dazu führen, dass das Geschütz beim Schuss platzte. Eisenfragmente wirkten wie Splitter und töteten oder verstümmelten oft die eigene Bedienung. Artillerie forderte ihre Opfer nicht nur auf der Gegenseite, sondern auch im eigenen Lager.

Eine einheitliche Uniform existierte damals noch nicht. Doch Artilleristen trugen häufig schwarze oder sehr dunkle Kleidung, da Ruß und Pulverrückstände auf dunklem Stoff



- Herzschlag der Gewalt



- Herzschlag des Bösen, Teil I



- Herzschlag des Bösen, Teil II

HISTORISCHE PERSÖNLICHKEITEN

Historische Persönlichkeiten, die in *Tinte und Schwert* eine Rolle spielen oder erwähnt werden.

Auf der Böhmischen / protestantischen Seite

- Graf Ernst von Mansfeld – General, Kriegsunternehmer
- Graf Heinrich Matthias von Thurn – Militärischer Anführer des Böhmischen Aufstandes
- Graf Georg Friedrich von Hohenlohe-Neuenstein – Generalfeldmarschall
- Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz – „Winterkönig“
- Fürst Christian I. von Anhalt-Bernburg – Stratege der Union
- Karl Emanuel I. von Savoyen – Herzog und Geldgeber

Offiziere im Mansfelder Heer

- Graf Johann von Solms – Oberstleutnant
- Graf Hermann Otto I. von Styrum – Oberst
- Hans von Schlammersdorf – Oberst
- Johann Carpezow – Obristwachtmeister
- Claude de Trouillet – Hauptmann
- Hans Fräncking – Hauptmann
- Hans von Liebenstein – Hauptmann
- Heinrich Heyden – Rittmeister

Direktoren der böhmischen Übergangsregierung

- Bohuchwal Berka von Duba
- Ritter Albrecht Pfefferkorn von Ottenbach
- Wilhelm Popel von Lobkowitz

- Peter Milner von Milhaus
- Christoph Kober
- Ritter Friedrich von Bila
- Theodor Sixt von Ottesdorf

Auf der Kaiserlichen Seite

- Karl Bonaventura Graf von Bucquoy – Kaiserlicher General
- Heinrich Duval, Freiherr von Dampierre – Kaiserlicher General
- Felix Dornheim – Hauptmann, Kommandant der Garnison Pilsen
- Kaiser Matthias von Habsburg
- Ferdinand II. von Habsburg – König von Böhmen/Ungarn, ab 1619 Kaiser

Geistliche Würdenträger

- Friedrich Förner – Weihbischof in Bamberg, Hexenjäger
- Johann Gottfried von Aschhausen – Fürstbischof von Würzburg und Bamberg
- Balthasar Jordan – Regens des Würzburger Priesterseminars

MASSEINHEITEN IM 17. JAHRHUNDERT

In jener Epoche gab es noch kein metrisches System und keine einheitlichen Normen. Maße orientierten sich häufig am menschlichen Körper und fielen von Ort zu Ort verschieden aus. So konnte eine Spanne (gespreizte Hand), ein Fuß oder ein Schritt sehr unterschiedlich lang sein. Allein für die Elle (Unterarmlänge), sind über 130 verschiedene Längen belegt. Die Rute als Längenmaß konnte zwischen 3 und 6 Meter lang sein. Selbst der Schuh war nicht überall gleich: In Nürnberg betrug er 26,7 cm, der Feldschuh dagegen 28 cm. Für die Meile gab es in Europa rund 60 Definitionen, von etwa 1,5 km bis zu 11 km.

Ähnlich verwirrend war es bei Gewichten, Flächenmaßen, Flüssigkeitsmaßen und bei den Währungen.

Um die Lesbarkeit nicht zu erschweren, beschränke ich mich in diesem Roman auf folgende Maße und Einheiten:

- Meile: deutsche Meile mit rund 7,5 km.
- Kurze Entfernungen: Fuß oder Schritt.
- Flüssigkeiten: das fränkische (Nürnberger) Fuder = ca. 820 Liter.
- Schüttmaß: das Würzburger Malter = ca. 137 Liter (z. B. für Hafer)
- Gewichte: das Pfund (467–560 g) und der Zentner (100 Pfund)
- Flächenmaß: der Morgen. (Die Fläche, die ein Bauer an einem Vormittag pflügen konnte)
- Währungen: Gulden, Kreuzer Pfennig und Heller. (Ein Gulden = 60 Kreuzer = 240 Pfennig, = 80 Heller)